

# INHALT

Einleitung: Der Zusammenbruch aller Träume .....	7
<b>TEIL I DRAMATIS PERSONAE .....</b>	<b>19</b>
1. KAPITEL Bruder und Schwester .....	21
2. KAPITEL Ein Mann ohne Illusionen .....	37
3. KAPITEL Die Pfarrerstochter .....	51
4. KAPITEL Heilige Krieger .....	67
5. KAPITEL Boy Miner .....	85
6. KAPITEL Am Vorabend .....	99
<b>TEIL II 1914 .....</b>	<b>115</b>
7. KAPITEL Ein sonderbares Licht .....	117
8. KAPITEL Wie Schwimmer auf dem Sprung ins reinigende Bad .....	141
9. KAPITEL ... wo der gerechte Gott die Kämpfe überwacht .....	161
<b>TEIL III 1915 .....</b>	<b>183</b>
10. KAPITEL Das ist kein Krieg .....	185
11. KAPITEL Mittendrin .....	199
12. KAPITEL Not This Tide .....	217
<b>TEIL IV 1916 .....</b>	<b>235</b>
13. KAPITEL Wir bedauern nichts .....	237
14. KAPITEL Allmächtiger, wo ist der Rest der Jungs? .....	265
15. KAPITEL Die Waffen wegwerfen .....	283

<b>TEIL V 1917</b> .....	<b>311</b>
16. KAPITEL In den Pranken des Löwen .....	313
17. KAPITEL Die Welt ist mein Vaterland .....	333
18. KAPITEL Auf dem Festland ertrinken .....	355
19. KAPITEL Bitte stirb nicht .....	371
<b>TEIL VI 1918</b> .....	<b>391</b>
20. KAPITEL Mit dem Rücken zur Wand .....	393
21. KAPITEL Mehr Tote als Lebende .....	419
<b>TEIL VII EXEUNT OMNES</b> .....	<b>437</b>
22. KAPITEL Des Teufels eigene Hand .....	439
23. KAPITEL Ein imaginärer Friedhof .....	457
Anmerkungen .....	479
Literatur .....	499
Bildnachweis .....	512
Dank .....	513
Register .....	517

## EINLEITUNG

### *Der Zusammenbruch aller Träume*

Eine frühe Herbstkühle liegt in der Luft, während sich der Spätnachmittag des Augusttags golden auf die hügelige Landschaft Nordfrankreichs senkt. In den Mulden zwischen den sanften Anhöhen sammeln sich schon Schatten. Die Felder sind von den mannshohen, maschinengepressten Ballen der letzten Heuernte übersät. Bullige Traktoren ziehen Anhänger – groß wie Güterwaggons – voller Kartoffeln oder gehäckseltem Futtermais hinter sich her. Auf einer niedrigen Anhöhe beschirmt ein Wäldchen die Zeugen einer anderen, am selben Ort fast 100 Jahre zuvor eingebrachten Ernte. Jeder Grabstein auf dem kleinen Friedhof trägt einen Namen, einen Dienstgrad und eine laufende Nummer; auf 162 Steinen sind Kreuze angebracht, auf einem der Davidstern. Falls bekannt, ist auch das Alter des Mannes in den Stein gemeißelt: 19, 22, 23, 26, 34, 21, 20 Jahre. Auf zehn Gräbern heißt es einfach: *A Soldier of the Great War, Known unto God* («Unbekannter Soldat des Ersten Weltkriegs»). Fast alle Gefallenen sind Angehörige des britischen Devonshire-Regiments. Das Datum auf ihren Grabsteinen ist der 1. Juli 1916, der erste Tag der Schlacht an der Somme. Die meisten fielen einem einzelnen deutschen Maschinengewehr, mehrere hundert Meter von dieser Stelle entfernt, zum Opfer und wurden in einem Abschnitt des Schützengrabens beerdigt, aus dem sie am Morgen dieses Tages geklettert waren. Hauptmann Duncan Martin, 30, Kompaniechef und im Zivilleben Kunstmaler, hatte ein Tonmodell des Schlachtfelds angefertigt, auf dem die Briten ihren Angriff planten. So konnte er den anderen Offizieren exakt vorhersagen, wo seine Männer und er selbst unter das Feuer des nahen deutschen Maschinengewehrs geraten würden, sobald sie auf den ungeschützten Abhang des Hügels gelangten. Auch er ist hier begraben, einer

von rund 21 000 britischen Soldaten, die an diesem Tag fielen oder tödliche Verwundungen erlitten – dem blutigsten Tag der britischen Militärgeschichte, davor und danach.

Auf einer Steintafel neben den Gräbern stehen die Worte, die Überlebende des Regiments in ein Holzschild schnitzten, als sie ihre Toten begrabten:

*Die Devonshires hielten diesen Graben*

*Die Devonshires halten ihn noch immer*

Die Kommentare im Gästebuch des Friedhofs stammen fast alle aus England: Bournemouth, London, Hampshire, Devon. »Haben Dreien aus unserer Stadt die letzte Ehre erwiesen.« »Lasst euch nicht stören in eurem Schlaf.« »Auf dass wir nie vergessen.« »Danke, Jungs.« »Danke, Großonkel, ruhe in Frieden.« Warum bekomme ich einen Kloß im Hals, wenn ich Wörter wie *Schlaf*, *Ruhe*, *Opfer* lese, obwohl mich doch die Überzeugung hierher geführt hat, dieser Krieg sei überflüssig und töricht, ja wahnwitzig gewesen? Ein einziger Besucher schlägt einen anderen Ton an: »Nie wieder.« Auf einigen Seiten wurde die Tinte, mit denen die Namen und Bemerkungen der Besucher geschrieben sind, von Regentropfen verwischt – oder waren es Tränen?

Allein im Bereich der Somme-Schlacht, einem sichelförmigen Gebiet von gut 30 Kilometer Durchmesser, liegen die Gefallenen des Britischen Weltreichs auf 400 Friedhöfen. Doch der Krieg hat das Land nicht nur mit seinen Gräbern gezeichnet. An manchen Stellen hat man ein Stück Land, das von Tausenden Granattrichtern aufgerissen ist, sich selbst überlassen; jahrzehntelange Erosion hat die Narben zwar rund geschliffen, doch was einst ein flaches Feld war, gleicht heute einer Landschaft aus kleinen, grasüberwucherten Sanddünen. Auf den Feldern und Äckern, die wieder geglättet wurden, wie rund um den Friedhof der Devonshires, sind unter den Sitzen einiger Traktoren Panzerplatten angebracht, weil Erntemaschinen nicht zwischen Kartoffeln, Zuckerrüben und scharfen Granaten unterscheiden können. Mehr als 700 Millionen Artillerie- und Mörsergranaten wurden zwischen 1914 und 1918 an der Westfront abgefeuert, von denen geschätzte 15 Prozent nicht explodierten. Jahr für Jahr töteten diese Blindgänger Men-

schen – so 36 allein im Jahr 1991, als Frankreich das Gleisbett für eine neue Hochgeschwindigkeitsstrecke aushob. Die ganze Region ist übersät von ungeräumten Wald- und Buschflächen, umgeben von gelben Warnschildern, die Wanderern in französischer und englischer Sprache den Zutritt verbieten. Der französische Staat setzt Mannschaften von *démineurs* ein, mobile Entschärfungsteams, die anrücken, wenn Landwirte Granaten entdecken; 900 Tonnen nicht explodierte Munitionskörper werden jedes Jahr gesammelt und vernichtet. Mindestens 630 französische *démineurs* sind seit 1946 bei Ausübung ihrer Tätigkeit ums Leben gekommen. Wie diese Granaten ragt auch der Erste Weltkrieg noch in unser Leben hinein, und das dicht unter der Oberfläche, denn wir leben heute in einer Welt, die in hohem Maße von diesem Krieg und der durch ihn geschaffenen industrialisierten und totalen Kriegsführung geprägt ist.

Obwohl ich lange nach Kriegsende geboren wurde, schien der Krieg in unserer Familie stets gegenwärtig zu sein. Meine Mutter erzählte mir, wie schrankenlos die Begeisterung der Massen bei den Militärparaden war, als die Vereinigten Staaten sich – endlich – den Alliierten anschlossen. Ein Vetter ersten Grades, den sie sehr liebte, marschierte unter dem Jubel der Menge ins Feld, wo er in den letzten Kriegswochen fiel; nie verwand sie den Schock und die Ernüchterung. Kein Familienmitglied fand es absurd, dass zwei Verwandte meines Vaters im Ersten Weltkrieg auf gegnerischen Seiten gekämpft hatten, der eine in der französischen Armee, der andere in der deutschen. Wenn das Vaterland rief, marschierte man.

Die Schwester meines Vaters heiratete einen Mann, der in diesem Krieg auf russischer Seite gekämpft hatte,<sup>1</sup> und wir verdankten die Tatsache, dass er ein Teil unseres Lebens war, kriegsbedingten Ereignissen: der russischen Oktoberrevolution und dem erbitterten Bürgerkrieg, der folgte – an dessen Ende er, weil er sich auf der Verliererseite befand, nach Amerika floh. Im Sommer teilten wir uns ein Ferienhaus mit der Tante und dem Onkel, der regelmäßig von seinen Freunden besucht wurde, viele ebenfalls Teilnehmer des Kriegs 1914/18. Noch weiß ich genau, wie ich als kleiner Junge neben einem von ihnen stand – wir hatten alle Badezeug an und wollten gerade ins Wasser; ich schaute hinunter und erblickte den Fuß dieses Mannes: Irgendwo an der Ostfront waren ihm von einer deutschen Maschinengewehrkugel alle Zehen abrasiert worden.

Der Krieg lebte auch fort in den bebilderten Abenteuergeschichten, die mir meine britischen Vettern zu Weihnachten schickten. Tapfer trotzte Jung Tim oder Tom oder Trevor, obwohl fast noch halbwüchsig und vom Obersten als nicht alt genug für den Kampf erklärt, den umherfliegenden Granatsplittern, um eben jenen Obersten, nunmehr verwundet, in Sicherheit zu bringen, nachdem das Regiment unter dem Klang der Dudelsäcke *over the top* gegangen, das heißt, aus den Schützengräben geklettert und ins Niemandsland vorgestoßen war. In späteren Episoden fand er immer eine Möglichkeit – als Spion, Flieger oder auch nur kraft seiner Kühnheit –, sich dem Stillstand des Grabenkriegs zu entziehen.

Als ich älter wurde und erste Geschichtskenntnisse erwarb, begriff ich, dass eben dieser Stillstand seine eigene Faszination hatte. Mehr als drei Jahre lang waren die Armeen an der Westfront praktisch zur Bewegungsunfähigkeit verurteilt, bis zu 12 Meter tief verschanzt in Schützengräben und Unterständen, aus denen sie in regelmäßigen Intervallen zu schrecklichen Kämpfen auftauchten, um bestenfalls einige wenige Kilometer schlammiges, von Granattrichtern übersätes Gelände zu gewinnen. Die Zerstörungsgewalt dieser Schlachten übersteigt noch heute unser Vorstellungsvermögen. Neben den Gefallenen gab es am ersten Tag der Somme-Offensive 36 000 verwundete britische Soldaten. Das Ausmaß dieses Blutbads übertraf alles, was Europa bis dahin erlebt hatte: So fielen im Verlauf der nächsten viereinhalb Jahre mehr als 35 Prozent aller deutschen Männer, die bei Ausbruch des Kriegs zwischen 19 und 22 Jahre alt waren, und viele weitere wurden schwer verwundet.<sup>2</sup> Frankreich zahlte anteilig einen noch höheren Preis: Die  *Hälfte*  aller männlichen Franzosen, die bei Kriegsausbruch zwischen 20 und 32 waren, erlebte das Kriegsende nicht. »Der Große Krieg von 1914 bis 1918 hat sich wie ein breiter Streifen verbrannter Erde zwischen uns und die Zeit davor geschoben«, schreibt die Historikerin Barbara Tuchman.<sup>3</sup> Britische Steinmetze waren in Belgien noch damit beschäftigt, die Namen der im Krieg vermissten Soldaten in Ehrenmale zu meißeln, als die Deutschen, kaum 25 Jahre später, im Zuge des nächsten Kriegs in das Land einmarschierten. Städte und Dörfer auf dem Weg der Armeen lagen zerklüftet in Trümmern, Wälder und Bauernhöfe waren in verkohlte Gerippe verwandelt. »Das ist kein Krieg«, schrieb ein Soldat der britisch-indischen Truppen aus Europa nach Hause, »das ist der Untergang der Welt.«<sup>4</sup>

In den heutigen Konflikten sind wir daran gewöhnt, dass die Armen einen überproportionalen Anteil des Sterbens übernehmen – ganz gleich, ob es sich bei den Gefallenen um Kindersoldaten in Afrika oder wie im Irak oder in Afghanistan um Kleinstadtamerikaner aus der Arbeiterklasse handelt. Zwischen 1914 und 1918 dagegen erwies sich der Krieg in allen beteiligten Staaten als ungeheuer tödlich für ihre herrschenden Klassen. Auf beiden Seiten wurden Offiziere – nicht selten aus den höchsten Schichten – weit häufiger getötet als die Männer, die sie über die Brustwehren der Schützengräben ins MG-Feuer führten. So fielen rund 12 Prozent aller an dem Krieg beteiligten britischen Soldaten, während es bei Peers oder den Söhnen von Peers 19 Prozent waren. Von den Männern, die 1913 ihr Studium in Oxford abschlossen, fielen 31 Prozent. Der deutsche Reichskanzler Theobald von Bethmann Hollweg verlor seinen ältesten Sohn; ebenso erging es dem britischen Premierminister Herbert Asquith. Bei Andrew Bonar Law, einem künftigen britischen Premier, waren es zwei Söhne, desgleichen beim Viscount Rothermere, Zeitungsmagnat und während des Kriegs Luftfahrtminister. General Erich Ludendorff, in diesem Krieg der wichtigste Kommandeur auf deutscher Seite, verlor zwei Stiefsöhne – den verwesenden Leichnam des einen, der aus einem Kriegsgrab exhumiert worden war, musste er persönlich identifizieren. Herbert Lawrence, britischer Generalstabschef an der Westfront, verlor zwei Söhne; Noël de Castelnau, auf demselben Posten in der französischen Armee, verlor drei. Der Enkel eines der reichsten Männer Englands, des Duke of Westminster, erhielt einen tödlichen Kopfschuss, drei Tage nachdem er an seine Mutter geschrieben hatte: »Schick mir Socken und Schokolade, die beiden absolut lebensnotwendigen Dinge hier.«<sup>5</sup>

Dass uns gerade dieser Krieg so fasziniert, liegt zum Teil an der Art, wie er diese selbstsichere, strahlende Welt zerschmetterte – das Europa der Husaren und Dragoner mit ihren federgeschmückten Helmen und der huldvoll winkenden Kaiser in ihren offenen Kutschen. Bei dem Dichter und Kriegsteilnehmer Edmund Blunden heißt es in der Beschreibung des ersten, tödlichen Tags der Schlacht an der Somme: Keine Seite »hatte den Krieg gewonnen noch konnte ihn gewinnen. Der Krieg hat gewonnen.«<sup>6</sup> Unter dem Druck des nicht enden wollenden Blutvergießens zerfielen zwei Reiche, die Donaumonarchie und das Osmanische Reich, verlor der deutsche Kai-

ser seinen Thron und der russische Zar einschließlich seiner fotogenen Familie – der Sohn im Matrosenanzug, die Töchter in weißen Kleidchen – das Leben. Sogar die Sieger waren Verlierer: Großbritannien und Frankreich hatten zusammen mehr als 2 Millionen Tote zu beklagen und waren am Ende des Kriegs hochverschuldet; Proteste heimkehrender Kolonialsoldaten lösten den langen Zusammenbruch des Britischen Weltreichs aus, und ein großer Teil Nordfrankreichs wurde in Schutt und Asche gelegt. Der viereinhalb Jahre währende Sturm der Zerstörung verdüsterte unsere Welt-sicht auf immer. »Menschheit? Kann irgendjemand an die Vernunft der Menschheit glauben nach dem letzten Krieg«, fragte der russische Dichter Alexander Blok ein paar Jahre später, »angesichts neuer, unvermeidlicher und noch schrecklicherer Kriege, die uns bevorstehen?«<sup>7</sup>

Und die standen bevor. »Es kann nicht sein, dass zwei Millionen Deutsche umsonst gefallen sind«, schäumte Hitler keine vier Jahre nach Ende des Kriegs, »... Nein, wir verzeihen nicht, sondern fordern – Vergeltung!«<sup>8</sup> Deutschlands Niederlage und die Rachsucht der siegreichen Alliierten bei den anschließenden Friedensregelungen stellten unwiderruflich die Weichen für den Nationalsozialismus und einen noch verheerenderen Krieg 20 Jahre später – sogar den Holocaust. Natürlich löste der Erste Weltkrieg auch die russische Revolution aus und brachte ein Regime an die Macht, das mit seinen Erschießungskommandos und dem Gulag, einem Netz arktischer und sibirischer Straflager, die Menschen in Friedenszeiten mit Tod und Terror in einem kaum je dagewesenen Ausmaß heimsuchte.

Wie der Freund meines Onkels mit dem Fuß ohne Zehen lebten viele Kriegsversehrte noch viele Jahre. In den sechziger Jahren besuchte ich einmal in Nordfrankreich eine staatliche psychiatrische Anstalt – einen festungsartigen Natursteinbau –, wo einige ältere Männer mit leeren Gesichtern wie Statuen auf Bänken im Hof saßen – Opfer des »Schützengrabenschocks«, der Kriegsneurose. Jahrzehntelang füllten Kriegsveteranen solche Einrichtungen, weil sie an Leib und Seele verkrüppelt waren. Die Schatten des Kriegs erreichten auch Menschen, die erst nach seinem Ende geboren wurden – die Kinder der Überlebenden. Ich habe einmal den 1926 in London geborenen britischen Schriftsteller John Berger interviewt, der mir berichtete, er habe manchmal das Gefühl, »als wäre ich 1917 bei Ypern an der Westfront geboren worden. Die erste echte Erinnerung an meinen Vater ist,



dass er mitten in der Nacht schreiend aufwacht, weil er einen seiner ständig wiederkehrenden Kriegs-Alpträume hat.«

Warum fesselt uns dieser längst vergangene Krieg noch immer? Ein Grund ist sicherlich der starke Kontrast zwischen dem, wofür die Menschen zu kämpfen glaubten, und der zertrümmerten, verbitterten Welt, die sie tatsächlich schufen. Auf beiden Seiten meinten die Teilnehmer, sie hätten gute Gründe, in den Krieg zu ziehen, und auf alliierter Seite *waren* die Gründe auch gut. Schließlich war Deutschland ohne jede Rechtfertigung in Frankreich einmarschiert und auch in Belgien eingefallen – trotz eines Vertrags, der Belgiens Neutralität garantierte. Die Menschen in anderen Ländern, wie etwa Großbritannien, hielten es verständlicherweise für eine ehrenwerte Sache, den Opfern dieser Invasion zu Hilfe zu kommen. Hatten im Übrigen Frankreich und Belgien nicht das Recht, sich zu verteidigen? Selbst wer heute den amerikanischen Kriegen in Vietnam oder im Irak ablehnend gegenübersteht, beeilt sich häufig hinzuzufügen, dass er sein Land im Falle eines Angriffs verteidigen würde. Trotzdem fragt sich, ob die Regierenden einer der europäischen Großmächte, hätten sie in die Zukunft schauen und die Folgen des Konflikts in ihrer ganzen Tragweite überblicken können, ihre Soldaten 1914 so bereitwillig in die Schlacht geschickt hätten?

Was Kaiser, Könige und Ministerpräsidenten offenbar nicht ahnten, war vielen unauffälligen Bürgern klar. Von Anfang an erkannten Zehntausende Menschen den Krieg als das, was er war: eine Katastrophe. Sie glaubten nicht, dass er den unvermeidlichen Blutzoll lohne; mit tragischer Klarheit sahen sie voraus, dass dieser Alptraum Europa verschlingen werde, und sie erhoben ihre Stimme. Mehr noch, sie taten es zu einer Zeit, als dazu großer Mut erforderlich war, denn glühender Nationalismus und eine häufig in Gewalt umschlagende Verachtung beherrschten die Gemüter. Eine Handvoll deutscher Parlamentarier sprach sich tapfer gegen die Kriegsanleihen aus, und später kamen Radikale wie Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht ins Gefängnis – genauso wie der amerikanische Sozialistenführer Eugene V. Debs. Doch vor allem in Großbritannien – mehr als in anderen Ländern – gab es eine große Zahl von unerschrockenen Kriegsgegnern, die ihre Überzeugungen kundtaten, nach ihnen handelten und einen hohen Preis dafür zahlten. Bei Kriegsende hatten mehr als 20 000 britische Männer im wehrfähigen Alter den Kriegsdienst verweigert.<sup>9</sup> Viele lehnten auch einen zivilen

Ersatzdienst ab. Mehr als 6000 wurden zu Haftstrafen unter härtesten Bedingungen verurteilt: Schwerstarbeit, karge Kost und ein strenges »Schweigebot«, das ihnen sogar Gespräche unter Mitgefangenen untersagte.

Bevor offenkundig wurde, wie viele Briten sich weigerten, in den Krieg zu ziehen, wurden 50 frühe Verweigerer zwangsweise eingezogen und in Handschellen über den Ärmelkanal nach Frankreich geschafft. Wenige Wochen vor dem berüchtigten Tag an der Somme kam es in einem Lager der britischen Armee knapp 100 Kilometer von dort entfernt, in Hörweite des Kanonendonners der Front, zu einem wenig bekannten Zwischenfall. Man teilte diesen Kriegsgegnern mit, sie würden, wenn sie bei ihrer Befehlsverweigerung blieben, zum Tode verurteilt. In einem Akt großen kollektiven Mutes, der es verdient hätte, im Gedächtnis der Nachwelt fortzuleben, wurde keiner der Männer in seinem Entschluss wankend. Erst in letzter Minute wurde ihr Leben durch verzweifelte Appelle in London gerettet. Obwohl diese Verweigerer und ihre Kameraden nicht die geringste Chance hatten, dem Krieg Einhalt zu gebieten, und obwohl sie in den vielbändigen Standardwerken über den Konflikt keine Erwähnung fanden, bleibt die Unerschütterlichkeit, mit der sie ihrer Überzeugung treu blieben, eine der Ruhmestaten in dunkler Zeit.

Nicht nur Kriegsdienstverweigerer wurden wegen ihres Protestes gegen den Krieg zu Haftstrafen verurteilt, sondern auch ältere Männer – und einige Frauen. Könnten wir eine Zeitreise in britische Gefängnisse zwischen Ende 1917 und Anfang 1918 unternehmen, würden wir dort einigen außergewöhnlichen Menschen begegnen: unter anderem dem bekanntesten investigativen Journalisten des Landes, einem künftigen Nobelpreisträger, mehr als einem halben Dutzend künftigen Parlamentsmitgliedern, einem künftigen Minister und einem ehemaligen Zeitungsredakteur, der für seine Mithäftlinge ein heimliches Tagebuch auf Toilettenpapier führte. Wohl kaum jemals dürfte man eine erlesenere Schar von Menschen in den Gefängnissen eines westlichen Landes angetroffen haben.

Teilweise ist dieses Buch die Geschichte dieser Verweigerer, der Kultur, die solche Menschen hervorbrachte, und des Beispiels, dass sie gegeben haben – wenn nicht ihrer eigenen Epoche, dann vielleicht künftigen Zeiten. Ich wollte, es wäre eine siegreiche Geschichte, aber das ist sie nicht. Im Gegensatz etwa zur Hexenverbrennung, Sklaverei oder Apartheid, die einst

als selbstverständlich hingenommen wurden und heute – zumindest offiziell – verboten sind, gehört der Krieg noch zu unserem Leben. Uniformen, Paraden und Militärmusik entfalten noch immer ihren verführerischen Glanz, zu dem sich noch der Reiz der Hightech-Waffen gesellt hat; überall in der Welt träumen Jungen und Männer noch immer genauso von militärischem Ruhm, wie sie es vor 100 Jahren taten. Insofern handelt dieses Buch auch – und vielleicht noch mehr – von denen, die an diesem Krieg teilnahmen, für die sich die magnetische Anziehungskraft des Kampfes oder zumindest die Überzeugung, er sei patriotisch und notwendig, als ungleich stärker erwies als der menschliche Widerwille gegen das Massensterben oder als der Gedanke, dieser Krieg werde, ob gewonnen oder verloren, die Welt zu ihrem Nachteil verändern.

Wo heutige Beobachter möglicherweise nichts als sinnloses Blutvergießen sehen, erkannten die meisten Schlachtenlenker nur Edelmut und Heldentum. »Sturmreihe um Sturmreihe rückten sie vor«, berichtete ein britischer General von seinen Männern an jenem schicksalhaften 1. Juli 1916 an der Somme, wobei er für sich selbst die dritte Person verwendete, wie es der gestelzte Sprachgebrauch offizieller Berichte verlangte, »wie zur Parade gekleidet, und alle Männer hielten dem außerordentlich schweren Sperrfeuer stand und trotzten den Maschinengewehren und Gewehren, von denen sie schließlich ausgelöscht wurden ... Er sah die in so bewundernswerter Ordnung vorrückenden Reihen unter dem Feuer dahinschwenden. Doch kein Mann wankte, verließ seinen Platz oder versuchte zurückzuweichen. Noch nie hatte er so ein prachtvolles Schauspiel von Tapferkeit, Disziplin und Entschlossenheit gesehen oder sich auch nur vorstellen können. Die Berichte, die er von den ganz wenigen Überlebenden dieses fabelhaften Angriffs erhielt, bestätigten, was er mit eigenen Augen gesehen hatte, dass nämlich kaum einer unserer Männer bis zur deutschen Linie vordrang.«<sup>10</sup>

Gewöhnlich wird ein Krieg als ein Duell zweier Seiten beschrieben. Ich habe stattdessen versucht, ihn durch die Kämpfe innerhalb eines Staates, innerhalb Großbritanniens, zu begreifen, die Kämpfe zwischen denen, die der festen Überzeugung waren, der Krieg sei es wert geführt zu werden, und denen, die von dem leidenschaftlichen Glauben beseelt waren, er dürfe auf keinen Fall ausbrechen. In gewissem Sinne ist dies eine Geschichte über

Loyalitäten. Wem schuldet ein Mensch die größte Loyalität? Seinem Land? Der militärischen Pflicht? Oder dem Ideal internationaler Brüderlichkeit? Und was ist mit der Loyalität innerhalb der Familie, wenn, wie in etlichen hier behandelten Familien geschehen, einige Mitglieder an den Kämpfen teilnehmen, während sich ein Bruder oder eine Schwester, ein Sohn oder eine Tochter für den Protest entscheidet, der in der Öffentlichkeit als feige oder verbrecherisch gilt?

Im Grunde ist es eine Geschichte über unvereinbare Träume. Einige Menschen, von denen ich hier berichte, träumten im Jahr 1914 davon, dieser Krieg werde die nationalen Gefühle und den Zusammenhalt des Empire erneuern, von kurzer Dauer sein und von England mit jenen bewährten Mitteln gewonnen werden, die ihm anscheinend immer zum Sieg verholfen hatten: mit Schneid, Mut und der Kavallerieattacke. Die Kriegsgegner hatten ganz andere Träume: Die Arbeiter Europas würden niemals gegeneinander kämpfen, oder sie würden, sobald der Krieg begonnen habe, seinen Wahnsinn erkennen und sich weigern, ihn fortzusetzen, oder die russische Revolution werde schließlich in ihrer kompromisslosen Ablehnung von Krieg und Ausbeutung zum strahlenden Vorbild aufsteigen, dem sich andere Nationen bald anschließen würden.

Während ich mich mit der Frage auseinandersetzte, warum diese beiden ganz verschiedenen Gruppen in der Ausnahmesituation der Kriegszeit so und nicht anders handelten, wurde mir klar, dass ich ihr Leben in den Jahren vor dem Krieg betrachten musste – als sie sich häufig vor frühere Loyalitätsentscheidungen gestellt sahen. Daher beginnt dieses Buch über den ersten großen Krieg der Moderne nicht im August 1914, sondern etliche Jahrzehnte früher, in einem England, das überhaupt keine Ähnlichkeit hatte mit dem friedlichen, bukolischen Land der edwardianischen Villen und entzückenden Weekendpartys, die uns aus zahllosen Filmen und Fernseh-dramen vertraut sind. Einen Teil dieser Zeit widmete es einem anderen Krieg – der eine eigene machtvolle Oppositionsbewegung hervorrief. Zu Hause war es in einen langen, erbitterten Kampf um Mitspracherechte verstrickt, einen Konflikt, in dessen Verlauf es zu gewaltigen Demonstrationen, etlichen Toten und Massenverhaftungen kam und in dem mehr Eigentum vorsätzlich zerstört wurde als über weite Strecken des Jahrhunderts zuvor.

Dies ist keineswegs eine umfassende Geschichte der Epoche unmittelbar